

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 82. Bromberg, den 11. April 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(9. Fortsetzung.) ——

Adelheid hatte niemals in den Sekretär ihrer Mutter hineinblicken dürfen. Großmutter hatte gleich nach Mutters Tode alle Schubladen ausgeräumt, und Großmutters eigener Sekretär stand kalt und leer, als sie tot war. Sie hinterließ keine Geheimnisse. So war sie, und so würde es auch wohl mit Dorthea sein. Ihre Schwester Therese, Dags Mutter, hatte sie ja überlebt, und seitdem verwahrte Vater Dag den Schlüssel. Sicherlich war alles vernichtet und verbrannt, wie bei anderen Leuten auch. Aber nein, Vater Dag hatte, als er ihr den Schlüssel gab, so lieb gesagt, alles im Sekretär und in den Truhen solle ihr gehören. Es war nicht seine Art, mit feierlichen Worten etwas zu verschenken, was öde und leer war.

Adelheid faßte mit bebender Hand den Knopf der obersten Schublade zur Linken und zog sie heraus. Da lagen Papiere, Briefe, oder was es sein mochte, vom Alter vergilbt. Sie zog die nächste Schublade auf. Da lag ein großes Buch, sicherlich die Bibel. Sie zog die nächste auf — wieder ein Buch. Zaghaft nahm sie es heraus und öffnete es. Datum und Jahreszahl — ein Tagebuch. Die Buchstaben der feinen, zierlichen Schrift tanzten ihr vor den Augen, sie schloß das Buch und legte es zurück. Es würde Wochen und Monate brauchen, bis sie imstande wäre, es wieder zu öffnen, um in seine Geheimnisse einzudringen — Geheimnisse von Björndal, von seinen Menschen und von Jungfer Dorthea selber.

Schubladen mit Spitzen und Brokatkragen, Duft von — nein, nicht von blassem Lavendel, sondern von anderen, lebhaften, betörenden, heißen Düften aus der Zeit der pompösen Reifröcke und der hohen, schweren Frisuren — starke, berauschende Düfte aus Ländern im fernen Süden.

Eine Schublade war etwas kürzer als die übrigen. Adelheid wußte, was dies bedeutete; ihre Hände zogen den Schub ganz heraus, suchten in der Tiefe und holten einen Kasten aus dem Geheimfach. Sie spürte keine Überraschung. Es war gerade so, wie es im Märchen sein mußte. Schwere goldene Ketten und Armreifen, einer davon so breit wie ein Daumen, und Ringe mit blitzenden Steinen, ein Halsband, vorn mit vielen Perlen besetzt, eine goldene Haarspange; unten auf dem Boden zwei große Goldstücke.

Erst jetzt kam es über sie — dieses beklemmende, angstvolle Gefühl, das unsichere Gemüter befällt, wenn ihre Hoffnungen in Erfüllung gehen.

Sie hatte sich nach dem Glück gesehnt, sie wie alle anderen. Und für sie war es mit der Hochzeit und dieser Kammer und mit — Dag in Erfüllung gegangen. Doch das Märchen forderte mehr und immer mehr. Und es erfüllte sich auch dies: niemals nahm es ein Ende.

Noch hatte sie nicht in die vergilbten Papiere geblickt, nicht in die eingehefteten Schreibblätter der Bibel, nicht in das Tagebuch, nicht in die Truhen. Und noch wußte sie nichts von dem großen, dem größten Wunder des Märchens Björndal, von den Wäldern, die Dag durchstreifte, und niemals würde sie etwas von diesem Abenteuer erfahren.

Hier war alles wie Vater Dag, wie sein Sohn. Der Weg zu ihnen war so unendlich lang. Sie hatte Bücher gelesen, mehr als die meisten Menschen, hatte über des Bischofs Büchern gesessen, hatte alle die Stellen, an denen seine Zeichen noch lagen, oder die angestrichen waren, in sich gesogen. Sie kannte Predigten und geschriebene Kapitel von Menschen und für Menschen, sie hatte einst so fest auf ihr eigenes Wissen vertraut. Ja, selbst die Menschen hatte sie damals zu verstehen geglaubt. Die Kavaliere, alle Leute in der Stadt, erschienen ihr lächerlich einfach und alle gleich. Aber diese Menschen, zu denen sie jetzt gehörte nach Gottes ernstem Wort aus dem Munde des Pfarrers und durch alles, was seitdem geschehen war — was wußte sie von ihnen?

Und jetzt hatte ihr Vater Dag den Schlüssel zu Jungfer Dortheas ganzen Geheimnissen gegeben. Ein grenzenloses Zutrauen zu der Verstorbenen und — zu ihr selbst. Ohne ein einziges Wort hatte er ihr mehr Gutes gesagt, als alle anderen Menschen bis zu dieser Stunde. So etwas konnten Alltagsmenschen mit ihrer Unsicherheit, ihrem Mißtrauen gegen sich und andere niemals wagen. Unfaßlich, daß jemand so sicher sein konnte!

Adelheids eigenes eingewurzeltes Mißtrauen gegen alles und gegen sich selber ließ sich durch diese Eindrücke nicht beschwichtigen, sie jagten ihr nur einen bebenden Schrecken ein. Wie sollte sie Vater Dag dies alles vergelten, und wie konnte sie sich seines grenzenlosen Zutrauens würdig zeigen? Sie kannte soviel von dem lockeren Leichtsinn der Zeit, wußte, daß der Welt, der sie entstammte, nichts mehr heilig war. Sie konnte daher nicht ahnen, daß des Pfarrers Worte bei der Trauung in der Kirche für Vater Dag Gottes eigene Ewigkeitsworte waren und sie zu einem Glied seiner Familie machten. In seiner Sippe wußte man nichts von Zweifel und Scheidung, wenn man kirchlich getraut war.

In jüngeren Jahren hatte der Alte mancherlei vor seiner Frau oder deren Schwester in seinem Herzen verborgen. Später hatte er soviel von der Last des Lebens und — des Todes verspürt, und manches, was ihn früher bedrückt hatte, schien ihm jetzt nichtig. Solange Dorthea lebte, hatte er viel von ihrem feinen Wesen gelernt. Am Ende konnte auch Adelheid aus Dortheas toten Behältnissen etwas lernen. Sollten auf einem Blatt eines Buches Bemerkungen über ihn selber stehen, dann half es eben nichts. Seine Ehre war jetzt auch die Adelheids.

Aber Adelheid war ein Kind ihrer eigenen Welt. Alles, was sie hier erlebte, blieb ihr unfaßlich. Der wertvolle Inhalt des Schmuckkastens schien sein Licht auf das ganze Geschenk Vater Dags zu werfen — es unbegreiflich, ja beinahe drohend zu machen. Sie ließ die ganze Pracht wieder

in den Kasten gleiten und stellte ihn an seinen Platz zurück, machte Schübe und Türen zu und schloß ab.

Sie erhob sich voller Unruhe und ging in Dags Stube. Hier gab es keine Geheimnisse noch wertvolle Gegenstände. Nur eine einzige Flinte hatte er mit heraufgebracht, sie hing einsam und kalt an einem der Wandhaken. Das Feuer im Kamin war fast ausgebrannt. Nur ein schwacher Schimmer von Glut lebte und bewegte sich noch zwischen den Holzkohlenbrocken.

Es war, als verlören die Dinge in ihrer eigenen Kammer allen Glanz für sie, als versänke alles in Finsternis, und die kümmerliche Glut im Kamin wäre das einzige, was hier nicht düster war. Und auch Dag war irgendwo draußen im Finstern, weit von ihr. Was sie ihm hier und da hatte entlocken können, verriet von seinem Innern nur wenig. Sie kannte ihn nicht, und alle schönen Geschenke, alles Vertrauen, alle Geheimnisse schienen ihr wertlos. Dag blieb das große Geheimnis für sie; und bis zu ihm war es so hoffnungslos weit. Die Unruhe über all das überwältigende Erleben in ihrer Kammer mischte sich auch in diese neuen Gedanken und wuchs zu eisiger Angst.

Sie wußte später nicht mehr, wie es zugegangen war — sie mußte ohne klare Absicht aufgestanden und in den Gang hinausgetreten, die Treppe hinuntergestiegen sein. So leise wie möglich öffnete sie die schwere Außentür, und ihre Füße trugen sie durch die Laube ins Dunkel, zu dem alten, niedrigen, balkenschweren Küchenhaus, das Dags Geheimnisse barg, und das sie da hinten im dunkeln Hof grade erahnen konnte.

War sie wirklich dorthin unterwegs — und was wollte sie dort? Wußte sie überhaupt, was sie wollte?

Sie war die Stufen vom Laubengang auf den Bohlenweg hinabgestiegen, der über den Hof führte. Das Küchenhaus lag ohne Fenster, dunkler als dunkel, zum Bersten geheimniserfüllt da. Aber ahnte man nicht auf dem Dach einen Lichtschein, dort, wo das Rauchloch sein mußte? Und ahnte man nicht drinnen ein schwaches Geräusch von einem Hund oder etwas ähnlichem?

Adelheid blieb tief beklommen stehen, bereit, beim geringsten Laut kehrtzumachen und zu flüchten; doch nichts war zu hören, als die Laute der Nacht, ein Ächzen im Gebälk, leises Wassertropfen irgendwo und in der Luft der wehende Hauch eines fernen Duftes nach Wald und altem Haus — und nach dem Rauch eines Feuers.

Lange stand sie und fühlte das stille Strömen der Nacht wie eine Betäubung um sich; dann besann sie sich wohl, denn sie straffte sich langsam, ging auf die Tür des Küchenhauses zu und klopfte vorsichtig an. Das dumpfe, kaum hörbare Knurren eines Hundes erklang irgendwo, von drinnen aber kam keine Antwort. Die Mägde, die das Küchenhaus ausfegten und das Bett machten, taten das zeitig am Tage. Seit langen, langen Jahren hatte niemand anders als Dag nach der Mittagstunde diese Klinke berührt.

Adelheid machte sich am Schloß zu schaffen und schob die Tür auf. Drinnen war es hell. Hoch und heiß schlugen die Herdflammen auf, und Rauch lag in dem Raum. In träge schwebenden Schwaden umwölkte er das Dachgebälk und zog zuletzt schnell durch das Rauchloch ab. Trotz den Flammen sah man nichts vor Rauch, und Adelheid konnte Dags hohe Gestalt nur undeutlich erkennen — groß und drohend hinter dem Herdfeuer. Er war aus dem Wald heimgekommen, hatte sich rasiert und steckte eben die Spiegelscheibe und das Rasiermesser in eine Wandspalte, als er jemand kommen hörte. Mit gespannter Aufmerksamkeit wendete er sich der Tür zu, als das Unerhörte geschah, als jemand die Klinke berührte und jetzt bei Nacht in seine Höhle eindrang.

Dag brauchte Zeit, bis er begriff, wer da gekommen war, und Adelheid war so aufgeregt, daß sie zusammenfuhr, als die Tür hinter ihr zufiel.

Endlich glitt ein zaghaftes Lächeln über Dags Gesicht, und Adelheid erwiderte es erleichtert. Er riß Jacke und Weste vom Stuhl und warf sie auf einen Haken, dann stellte er ihr den Stuhl am Herd hin. Er hatte sein Hemd über der Brust zurückgeschlagen und die Ärmel bis zu den Ellbogen hochgekrempelt. Jetzt knöpfte er das Hemd zu, streifte die Ärmel herunter und setzte sich auf einen dreibeinigen Schemel am Feuer.

Adelheid sah sich um — mit einem Gefühl, als habe sie sich unrechtmäßig in Dags Knabenwelt eingedrängt, die er jahrelang allein besessen hatte, lange, ehe sie ihm vor Augen gekommen war.

Aber sie konnte es nicht lassen, alles zu betrachten: das Bett, das aufgeschlagen und weiß im dunkeln Winkel stand, und die Wände, wo Pulverhörner, Büchsen, Jagdspieße und Fischnetze in Bündeln und Pflöcken hingen. Ein großes Messer steckte in der Wand, andere hingen in Scheiden an den Haken. Beile waren in die Wand geschlagen, eines sah sie auch in einem Pfosten der Bettwand stecken. In Ecken und Winkeln lagen andere Geräte, Riemen, Seilenden und ein Stück Kette hingen an Haken und sahen unter aufgehängten Kleidern hervor. Ein Hund lag zusammengerollt am Bett, den Kopf auf den Pfoten, äugte herüber und betrachtete sie, und neben Dag am Herd reckte sich ein zweiter in der Wärme. Es roch nach Brand und Rauch, nach altem Haus und Hunden, die Flammen wühlten und murrten um die Kienscheite auf dem Herde, der Rauch trieb umher und hinauf, und irgendwo ächzte es im Gebälk.

Seltsam war es für Adelheid, hier zu sitzen und im Heim ihres eigenen Mannes zu Besuch zu sein; denn daß dieses sein wirkliches Heim war, daran zweifelte sie nicht.

Auch für Dag mochte es ein merkwürdiger Augenblick sein; daß jemand, der einst Adelheid Barre geheißen, ihn nächtlicherweile im Küchenhaus aufsuchen könnte, war das letzte, was er vermutet hätte; aber er saß mit breiten Schultern da und starrte mit festem Blick in die Glut. Dieser Besuch war nicht das erste Liebeszeichen, das er erhielt.

Trotz ihrem Stolz und — trotz Großmutters Ermahnungen war Adelheid ein Weib, und sie hatte an den Abenden sicherlich mehr gesprochen als Dag, hatte zärtliche Worte geflüstert und gut mit ihm sein wollen.

Dag war noch nie im Leben etwas fehlgeschlagen, alles hatte sich ihm nach Wunsch gefügt. Wohl hatte er damals sehr um seine Mutter getrauert, aber daß bei alten Leuten der Tod einkehrte, entsprach dem Lauf der Dinge. Die einzige Qual in seinem Leben war die Zeit gewesen, da er sich nach Adelheid krank sehnte. Der Vater hatte auch dies für ihn ins Lot gebracht.

11.

Auf Björndal wurde, wie damals überall im Lande, im Winter an Mehl gespart; aber es mangelte weder an Fleisch noch an Fisch, und diese wässerigen unnützen Dinger, die sich Kartoffeln nannten, und die sie auf Geheiß des Alten neben den Feldern auf jedes Fleckchen setzen mußten, das sie unten in der Siedlung, auf Waldrodungen oder auf Björndal selber besaßen, kamen ihnen jetzt zustatten. Sie meinten erst, man könne ebensogut Wasser in den Teig mischen wie Kartoffeln darunter reiben, aber mit der Zeit merkten sie, wieviel mehr das Mehl ausgab, wenn man Kartoffeln daruntermengte. Und zu Speck und Fleisch und Fisch schmeckten sie nicht übel.

Das Weihnachtsfest verlief auf Björndal wie alljährlich. Den Heiligen Abend mit allen Hofleuten am Tisch im großen Saal hatte Adelheid ja schon im vergangenen Jahre miterlebt; jetzt aber erschien ihr alles noch festlicher. Es mochte mit daran liegen, daß sie nun nicht mehr als Gast dabei war, hauptsächlich aber kam es wohl durch ihres Vaters Berichte von der bitteren Knappheit, unter der so viele andere zu leiden hatten. Auf Björndal gab es wie alle Jahre Grütze und Fleisch und Schnaps und Bier für jeden — bis zum ältesten armen Teufel hinunter. Früher war das Fleisch das Schönste gewesen, dieses Jahr erwies sich Grütze als das Begehrteste.

Und Tante Eleonore, die den versprochenen Weihnachtsbesuch nicht vergessen hatte, staunte noch mehr als damals Adelheid — staunte über den Weihnachtstisch im Saal mit dem ganzen Gesinde — über die Bibel zwischen den Leuchtern auf dem Tisch, über den festen Ernst, mit dem Vater Dag den Weihnachtstext las, und über die ganze feierliche Würde, die ihren Glanz auf die Stunde und die Menschen warf.

Sie sagte hinterher zu Adelheid, sie habe noch nie so stark empfunden, daß der Weihnachtsabend der Hauptabend des Jahres ist.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Säugling spricht lateinisch!

Der kleine Heinrich Heineken trieb schon im ersten Lebensjahr historische Studien.

Ein wahrer Bericht von **Kurt Aldag.**

Wunderkinder, die auf dem einen oder anderen Gebiet in der Weltgeschichte durch Kenntnisse oder Fähigkeiten hervorragten, gab es eine ganze Reihe. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts lebte in Lübeck jedoch ein Menschlein, das sich nicht nur auf einem Gebiet besonders auszeichnete, sondern durch sein geradezu universales Wissen die größte Bewunderung der gesamten gebildeten Welt erregte. Der folgende Bericht aus der Geschichte dieses wahrlich einzigartigen Wunderkindes ist historisch vollständig verbürgt, auch wenn er eine Erklärung des Wunders nicht zu geben vermag.

Als Sohn eines Lübecker Malers und einer österreichischen Mutter wurde Christian Heinrich Heineken am 6. Februar 1721, zwischen 5 und 6 Uhr morgens, zu Lübeck geboren. Bis zum Alter von zehn Monaten ist er ein Säugling wie jeder andere. Es gibt nichts, was auf Besonderes hinweist. Dann, nachdem er unter großen Mühen, doch verhältnismäßig schnell, zu sprechen gelernt hat, gibt er plötzlich verblüffende Beweise von ungeheuren geistigen Energien in seinem kleinen Köpfchen und setzt damit seine Umgebung in höchstes Erstaunen. Er bekommt nun einen Lehrer, und siehe da, noch nicht ganz ein Jahr alt, hat der Säugling schon die fünf Bücher Moses und einen Teil der Schöpfungsgeschichte gelernt. Nach weiteren vier Monaten kann er über das Alte und Neue Testament vollständig Auskunft geben. Von seinem 15. Monat bis zum September 1723 treibt der Säugling welthistorische Studien: er lernt die Geschichte der Ägypter, Phönizier, Perser, Griechen und Römer. Nebenher vervollständigt er seine Kenntnisse in der lateinischen Sprache und in der Erdkunde. Mit seiner Amme aber spricht er plattdeutsch. Will man ihm auf seine vielen Fragen nicht antworten, um sein Gehirnchen zu schonen, wird er böse und magert vor Ärger ab.

Prüfung im Gymnasium.

Im Oktober 1723 wird der Kleine ernstlich krank. Aber schon am 2. Januar 1724 unterzieht er sich einer strengen Prüfung beim Rektor von Lübeck, dem angesehenen Gelehrten von Seelen, der ihm ein Zeugnis ausstellte, das damals oft gedruckt wurde und außerordentliches Aufsehen erregte. Der lateinische Text sagt in deutscher Übersetzung u. a.:

> Dies ist ein Knabe, wie er kaum alle Jahrhunderte einmal in Erscheinung treten wird; von Natur in seltener Weise ausgestattet. Siehe, welch ein Gedächtnis, welche umfassende Weisheit; in einem noch unfertigen Körper lebt ein vollendeter Geist! Ein kaum zum Leben erwachtes Kind vermag mit Doktoren der Wissenschaft ernsthaft zu streiten. — Wenn Du an der Warheit dieses Wunders zweifelst, so glaube ernsthaften Zeugen oder besuche dieses Geisteswunder selbst, dessen Prüfung gestattet ist.
>
> Johann Heinrich von Seelen,
> Rektor des Gymnasiums zu Lübeck.

Es ist in der Tat erstaunlich, was der Knirps alles kann. Kurz nach seinem dritten Geburtstag beherrscht er (außer den schon angeführten Stoffen) durchaus vollständig Verfassungskunde und die Geschichte Dänemarks, Schwedens, Rußlands, Polens, Ungarns, Spaniens, Frankreichs und Englands; dazu die Genealogie aller europäischen Fürstenhäuser, Dogmatik, Kirchengeschichte, die französische Sprache, die Mathematik und dazu 1500 Zitate aus römischen Schriftstellern, die er oft und gern im Gespräch anwendet. Wahrlich höchst erstaunlich für einen Dreijährigen. Aber er lernt nicht nur, sondern das Gelernte regt seinen Geist zu eigenen Betrachtungen an. So z. B. sagte er einmal, indem er nachdenklich das Stirnchen runzelte: „Wären vor Zeiten die polnischen Könige keine Erbkönige gewesen, so hätte Boleslaw III. sein Reich nicht unter seine Söhne verteilen können. Und wenn Wladislaw II. seines Vaters Testament nur hätte gelten lassen, so würde er hier nicht so nahe bei Lübeck gestorben sein. . . . Es muß die Herren Polen doch schrecklich verdrossen haben, reputierlich von ihnen Abschied zu nehmen“. . . . Wie viele Deutsche (auch in Polen) könnten sonst wohl noch die geschichtlichen Grundlagen dieses Urteils frei aus dem Gedächtnis nachprüfen!

Die Reise zum König.

Nach einer schweren Krankheit im Mai und Juni 1724 soll das Wunderkind eine Reise nach Kopenhagen unternehmen, die teils der Erholung, teils einem Besuch beim König von Dänemark dienen soll. Da der bestellte Travemünder Schiffer sich verspätet hat, sagt der darob höchst ungehaltene Knirps dem Erstaunten ins Gesicht:

„Mit dem Thor Lärsen heißt es: aliud stans, aliud sequems loquitur (der Schiffer bleibt bei seinen Worten, wie der Hase bei der Trommel).“ Offiziere und Mannschaften des Schiffes setzt er durch seine in deutsch, lateinisch und französisch hingeworfenen Bemerkungen in Erstaunen.

Ammenmilch als Nahrung.

Sein einziger Proviant ist seine Amme. Zu ihr sagte er: „Sophie, nu si wi in Kopenhagen, nu werste mi wohl Kopenhagensche Melk verschaffen; ik bin so möde, gaf mi doch de Titte“, und schlief an der Brust ein.

In Kopenhagen hat er unzählige Besuche und bekommt viele Geschenke von Bewunderern aus allen Teilen Europas. Bei den vielen ihm zu Ehren gegebenen Festessen sitzt er untätig, da er weder kauen noch das kleinste Besteck mit seinen schwachen Fingerchen halten kann. So bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich am Anblick des Aufgetragenen zu ergötzen und Vorträge über Herkunft und Geschichte seltener Speisen und alter Weine zu halten. Seine Hauptnahrung ist die Milch der Amme, nur selten läßt er sich etwas Reisbrei machen. Einmal besucht er Friedrichsborg, ein königliches Lustschloß in der Nähe von Kopenhagen. Die Gräfinnen an der Tafel nahmen ihn auf den Schoß und suchten ihn mit Leckerbissen zu füttern. Aber er schlägt alles aus, „Ma Comtesse“, erklärt er höflich, „permettez moi la liberté, je me promenerai un peu“. Dann schreitet er mit seinen winzigen Beinchen auf und ab und plappert alles mögliche, um die Fragewut der Hofdamen zu befriedigen. Schließlich erklärt, er mit großer Bestimmtheit: „Ich habe jetzt genug geredet!“ Denn der Kleine wußte genau, was er wollte. Und wenn er nicht wollte, dann wollte er eben nicht.

Am 12. August 1724 trifft den Wunderknaben ein Unglück: Er fällt in einen Wassertrog. Erst nach drei bis vier Minuten wird er von seiner Amme, die eher nichts bemerkt hat, herausgezogen. Schnell erlangt er das Bewußtsein zurück und tröstet seine angstzitternde Mutter: „Madame, schauen Sie unbeschwert, da ist das Wasser, da ich hineingefallen bin, wie ich mit dem Fuß ausglitschte . . . Ei, Mama, bin ich doch so naß, als wenn ich Moses wäre, den die Prinzessin Pharaos aus dem Nil zog“. Der Amme sagt er: „Na Sophie, dröge mi af, teh mi ok een wit Hemde an un sette mit eene annere Mütze up den Kop“.

Ungeduldig wartet der Kleine auf die Audenz beim König. Schließlich verursacht dem Knirps das Zahnen soviel Pein, daß der Termin verschoben werden muß. Doch am 9. September ist es so weit. Ohne Scheu hält er eine lange Ansprache, um dann, als der König ihm die Hand entgegenstreckt, diese plötzlich mit den Worten zu küssen: „Permettez moi, Sire, que je baise la main de Votre Majesté et le bord de Votre habit Royal!“ Doch, müde geworden, sieht er zur Amme und entschuldigt sich: „Sire, mich dürstet! — König und Königin verwickeln ihn nun in ein gelehrtes Verhör. Seine treffenden Antworten erregen das höchste Erstaunen. Auch bei des Königs Geschwistern auf Schloß Wemmeltoft und beim Kronprinzen unterhält er mit seiner verblüffenden Weisheit die ganze Hofgesellschaft. Wieder in Lübeck, lernt er innerhalb vier Wochen leserlich und orthographisch richtig schreiben, obwohl seine schwachen Fingerchen die Feder kaum halten können. Durch das Studium der Astronomie vervollständigt er sein ungeheures Wissen noch mehr.

Kurz nach seinem vierten Geburtstag wird er wieder schwer krank. Diesmal scheint er zu fühlen, daß sein Ende nahe ist. Er spricht viel Bibelverse und Gebete. Seine

Bücher, die stets um ihn ausgebreitet liegen müssen, läßt er schließen. Gefragt, ob er sich über die wahrscheinlich nahe bevorstehende Veränderung seines Zustandes freue, antwortet er fest: „Ja!" Anschließend betet er: „Herr, lehre mich bedenken, daß es ein Ende mit mir geben muß, und mein Leben ein Ziel hat, und ich davon muß". Bis zu seinem schweren Ende war er bei voller Vernunft.

Christian Heinrich Heineken starb am 27. Juni 1725, morgens 2½ Uhr, im Alter von vier Jahren, vier Monaten, zwanzig Tagen und einundzwanzig Stunden. Seine letzten Worte waren: „Dazu hilf mir . . ."

Die Liebesstunde.

Groteske von Eckart Klein.

Jonny sprach von Liebe, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, aber es geschah in allen Ehren und solcherart, daß seine Tugend und Würde nicht im mindesten darunter litten. Er war ganz einfach „Liebes-Sprecher" bei dem großen Sender von Chatterbox, und jeden Tag sandte er auf mittleren Wellen zarte Worte und schmeichlerische Versprechungen an einige Millionen Hörerinnen aus.

Jeden Morgen um neun Uhr zweiunddreißig drehten viele Frauenhände von Minnesota bis Florida und von Kalifornien bis New-Jersey über Ohio, Illinois und Carolina ein wenig nervös an den Knöpfen ihrer Empfangsapparate. Die Sendung begann stets mit dem gleichen, einschmeichelnd geflüsterten Satz, bei dem die Hörerinnen bereits ein Schauer des Geheimnisses und verbotener Freuden überlief: „Nun, da wir nur noch zu dritt sind, Sie, Ihr Apparat und ich: Kommen Sie näher, ich will Ihnen von Liebe sprechen."

Sie kamen so nahe, daß sie den Lautsprecher streiften, als ob sie einen Kuß erwarteten. Und so machten es alle Frauen: Die Frau des Millionärs, die über ihrer Badewanne einen Lautsprecher hatte anbringen lassen; die feurige Südländerin, die in ihrer Hängematte schaukelte; die Frau des Ranch in Lederstiefeln; die kleine Stenotypistin, die vor dem verzauberten Lautsprecher fast Raum und Zeit vergaß, das Hausmädchen beim Staubwischen . . .

Und die Ehemänner, wird man fragen, die Verlobten und Verliebten? Waren sie nicht eifersüchtig auf diesen Jonny, der ihnen das Herz ihrer Angebetenen raubte? Um die Wahrheit zu sagen, sahen alle diese Herren darüber hinweg, dankbar, daß der Liebes-Sprecher den Frauen und Mädchen diese ungefährliche Ablenkung bot, und zwischen den Briefen der Mary, Daisy und Ellen, die Jonny täglich zukamen, fand sich zuweilen auch der eines Teddy oder Jack, der ihm dafür dankte, daß er seine kleine Frau so angenehm zerstreue.

Aber dieses Heer von Lobsprüchen und Liebeserklärungen konnte ihn nicht um seinen im Gleichgewicht befindlichen Verstand bringen. Trotz der vielen verlockenden Heiratsangebote, die er schon erhalten hatte, wartete er auf eine Dame mit wirklich ungewöhnlichem Vermögen, das ihn den Annehmlichkeiten seines schönen Berufs entreißen sollte.

Nun geschah es eines Tages, daß die reiche Mrs. Gloria Mayflower zufällig genau um neun Uhr zweiunddreißig ihren Rundfunkapparat einschaltete.

Von ihren drei Ehegatten und einigen Bewerbern, mit denen der Himmel ihr Leben schmückte, hatte keiner seinen Liebesbezeugungen die geringste Spur Poesie beigemengt. Von solcher Wortarmut abgestoßen, hatte sie sich geschworen, von nun an alle Aufwallungen ihres Herzens zu unterdrücken . . .

Als sie nun gedankenlos am Apparat drehte und die einschmeichelnde Stimme Jonnys aus dem Raum auffing: „Nun, da wir nur noch zu dritt sind . . .", näherte sich Gloria dem Lautsprecher. Jonny sprach von Turteltauben, von einem Stelldichein am Ufer eines Sees, über den Schwäne zogen, von einer Liebe, die rosig ist wie die Morgenröte, golden wie die Mittagstunde, malvenfarben wie die Dämmerung, tiefblau wie eine Sommernacht.

Diese Palette der Leidenschaft bezauberte Gloria, und die Liebe erschien ihr wieder in den verführerischsten Farben. Sie war eine Frau von rascher Entschlußkraft und setzte sofort ein Telegramm an den Liebes-Sprecher des Senders Chatterbox auf. „Ich besitze zwanzig Millionen Dollar und will Sie heiraten. Gloria Mayflower." Da Jonny ein Mann von noch schnelleren Entschlüssen war, fiel sein Telegramm noch kürzer aus: „All right. Jonny."

Auto, Flugzeug, Heiratsbewilligung, Geistlicher — alles wurde im Eilzugtempo beschafft. Gloria fand kaum Zeit, sich Jonny anzusehen. Wichtiger erschien ihr der Zauber seiner Stimme und die Liebkosung seiner Worte.

Kaum waren sie allein, da schmiegte sie sich an ihn und flüsterte zärtlich: „Nun sind wir nicht einmal mehr zu dritt, Jonny, wir sind zu zweit. Oh, Liebster, sprich mir von Liebe!"

Jonny sah sie höchst erstaunt an: „Aber das ist ja nicht die Zeit! Die Liebesplauderei findet am Morgen um neun Uhr zweiunddreißig statt!"

„Nein, ich will gleich!" sagte Gloria mit dem Eigensinn eines verzogenen Kindes oder einer Millionärin. „Jonny, ich habe dich doch nur dazu geheiratet, daß du mir von Liebe sprichst!"

„Ja — weißt du . . .", sagte Jonny, der sehr rot geworden war und vergeblich in seinen Taschen kramte, „nämlich . . . entschuldige, ich habe keinen Text . . ."

„Keinen Text!" rief die unglückliche junge Gattin und wich entsetzt vor ihrem Mann zurück. „Was soll das heißen, Jonny? Hast du denn immer einen Text abgelesen?"

„Ja—a", gestand Jonny in steigender Verlegenheit.

„Oh. Ich liebe dich schon weniger! Aber ich will trotzdem vernünftig sein", seufzte Gloria. „Bereite einen Text vor und lies ihn mir, Jonny . . ."

Der ganz aus dem Gleichgewicht geratene arme Liebes-Sprecher schien den Gipfelpunkt menschlichen Elends erreicht zu haben. „Entschuldige, ich . . . habe die Texte nicht selbst verfaßt; ich habe sie nur vor dem Mikrophon gelesen . . ."

Gloria war großmütig. „Wer also hat diese Texte geschrieben, Jonny? Wo ist dieser herrliche, erhabene Dichter? Warum habe ich nicht ihn geheiratet? Nur ihn liebe ich, hörst du, Jonny, nur ihn!"

Da hob Jonny, der schon auf alles verzichtet hatte, den Kopf und verkündete mit seiner bezaubernden Stimme die überraschende Wahrheit: „Die Texte der Liebesviertelstunde werden von der Sekretärin des Direktors verfaßt. Sie ist ein altes, sehr romantisches Fräulein, und es hat ihr solche Freude gemacht, all diese hübschen Sachen zu schreiben, damit sie sie am nächsten Tag im Rundfunk hören kann!"



Lustige Ecke



Weiblich, allzu weiblich . . .



„Nein, nein, es ist auch nicht das, es muß das hellblaue mit den Puffärmeln sein!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.